

feiert, sondern, wie er selbst sie genannt hat (Lk 6, 13), seine »Apostel«. Ein Apostel aber ist etwas anderes als ein Freund; Apostel werden gesendet, und zwar, so sagt es wiederum Jesus selbst, »wie Lämmer unter die Wölfe« (Lk 10, 3). Allerdings hat er tatsächlich die Zwölf Freunde genannt, »nicht mehr Knechte, sondern Freunde«; aber er fügt dem sofort, im gleichen Atem, die Warnung vor einem möglichen Mißverständnis hinzu: »Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt« (Joh 15, 15 f.). Thomas von Aquin gibt hierzu in seinem Johannes-Kommentar zu bedenken: »Unter den Menschen ist es durchweg so, daß jeder in sich selbst den Grund zur Freundschaft sieht: »Jeder Freund sagt: auch ich habe Freundschaft geschlossen« (Sir 37, 1). Um aber dies auszuschließen, setzt der Herr hinzu: Nicht ihr habt mich erwählt – wie wenn er sagte: Wer immer zur Würde dieser Freundschaft berufen wird, der soll den Grund der Freundschaft nicht in sich selbst erblicken, sondern in mir, der ich ihn dazu erwähle. »Nicht ihr habt mich erwählt«, als wäre ich euer Freund, »sondern ich habe euch erwählt«, das heißt, ich mache euch zu meinen Freunden.«

Weil also zwar Jesus Christus uns zu seinen Brüdern und Freunden machen und uns so nennen kann, nicht aber auch wir ihn, als gäbe es da eine einfache Wechselseitigkeit; weil vielmehr gilt: »Ihr nennt mich »Meister« und »Herr«, und ihr sagt das zu Recht; denn ich bin es« (Joh 13, 13) – wozu Chrysostomos bemerkt, Jesus akzeptiere demnach zwar das Urteil seiner Jünger, mache aber sogleich deutlich, daß dies Urteil nicht schon deshalb gilt, weil es der Jünger Meinung wiedergibt: darum hat – von der Pfingstpredigt des Petrus an (Apg 2, 36) und seit den frühesten Paulus-Briefen bis hin zu den Gebetstexten der nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil erneuerten Liturgie – die als sie selber redende Kirche Jesus Christus niemals mit einem anderen Namen benannt und angeredet als mit dem Namen *Kyrios*, Herr.

Uneigentliche, einen partikulären Aspekt ausdrückende Namen mögen immer wieder

einmal in den Vordergrund geraten, aber sie werden diesen eigentlichen, die Realität im Kern treffenden Namen niemals außer Kraft setzen – mögen sie nun lauten: Bruder: Freund, Mensch für Andere, Mann Gottes, Mensch des Herrn. Diese letztere, uns ungewohnte Benennung, *homo dominicus*, hat selbst Augustinus einmal, auch er unter dem Einfluß eines modischen (apollinarischen) Gedankens seiner Epoche, eine Zeitlang für sinnvoll und möglich gehalten¹. Aber in dem späten selbstkritischen Buch der *Retractationes* verwirft er diesen seinen Wortgebrauch: »Ich wünschte so etwas nicht gesagt zu haben«; und: »Ich sehe nicht, wie Jesus Christus mit Fug sollte »Mensch des Herrn« genannt werden können, ist er doch einfach »der Herr« schlechthin.«

Josef Pieper

»DER CHRISTEN ZAHL WAR LEGION: Transporte und Grabhügel, Transporte und Grabhügel – wer rechnet diese Millionen zusammen? Sie sind ungekannt zugrundegegangen, haben wie Kerzenlicht nur ihre nächste Nähe erhellt. Es sind die besten Christen Rußlands gewesen. Die schlechteren wichen dem Druck, schworen ab, verkrochen sich, um zu überdauern.« – Dies schreibt Alexander Solschenizyn in Gulag II, Seite 299. Er fällt das Urteil im Rahmen einer umfassenden Kritik der zu Straflager verurteilten sozialen Gruppen in der UdSSR: Frauen, Kinder, Kriminelle, Politische: Loyalisten, Trotzlisten, Achtundfünfziger und Christen. Eines seiner Kriterien sind Wille und Durchsetzungsvermögen der Verurteilten, dem Druck des Systems, seiner Administration, sprich seinem Strafvollzug zu widerstehen – und sei es um den Preis des Lebens. Solschenizyn macht dabei – bei allen denen, die widerstanden, die nicht schwach wurden, sich

¹ Noch Thomas erörtert in der *Summa theologica* (III, 16, 3) die Frage, ob Christus »Mensch des Herrn«, *homo dominicus*, genannt werden könne.

anpaßten – eine bemerkenswerte Unterscheidung. Er beschreibt die Christen als stumm, »stummer als alle anderen«. Der Fisch sei ihr Sinnbild gewesen. »Ungehobelt, ungebildet, unfähig, eine Rede zu halten oder einen illegalen Aufruf abzufassen (was sie ihrem Glauben gemäß gar nicht nötig hatten), zogen sie in die Lager, wo Marter und Tod ihrer harrten – bloß um dem Glauben nicht abschwören zu müssen.« Daß sie ungekannt, lautlos, widerstandslos sich vernichten ließen, steht im Einklang mit ihrem Selbst, ihrem Herkommen, ihrer mentalen und intellektuellen Unfähigkeit, dem Gegner, dem System in der konkreten Situation Paroli zu bieten, ohne dabei ihre Überzeugungen zu verraten.

Anders urteilt Solschenizyn über die sogenannten Achtundfünfziger, die Politischen (nicht etwa die geschäfteten Parteifunktionäre, sofern sie Gläubige des Systems blieben, wenn sie in die Mühlen des Vernichtungsapparates geraten waren): die Ingenieure, Militärs, Wissenschaftler, Intellektuellen, die man in das Reich der Seki wegen irgendeiner Lappalie verbannte, um sie billigst auszunutzen und dann in die Gruben zu werfen. Auch unter diesen Achtundfünfzigern gab es solche, die untergingen, weil sie ihren Überzeugungen nicht abschworen, sondern sich treubleiben, und solche, die dem Druck wichten, die abschworen, »sich verkrochen, um zu überdauern«.

Nicht mit den letzteren rechnet Solschenizyn ab, sondern mit den »Harten«, die im Gegensatz zu den Christen der Sprache mächtig, vertraut mit den Gesetzen und Antigesetzen des Systems, ihre Stimme nicht erhoben, sondern stumm blieben. Denn – so urteilt er – »wie wenig brauchte es zur Rettung. Nur dies: Nicht am Leben zu hängen, das ohnehin verloren war, und sich fest zusammenzuschließen.« Und nachdem er am Beispiel von 40 unerschrockenen japanischen Offizieren, die 1948 als Kriegsverbrecher in ein Krasnojarsker Lager eingeliefert worden waren, dort sich in ihren Rechten verletzt sahen und daher mit Harakiri drohten – was sofort zu einer Veränderung der Verhältnisse führte –, betont Solschenizyn nochmals: „Wie

wenig braucht es demnach, um zu kämpfen und zu siegen – nur der Einsatz des Lebens! Eines Lebens, das ohnehin verspielt war.«

Aber als merke er, während er diese Quintessenz seiner Erfahrungen niederschreibt, daß die historische Situation, in der die »Harten«, Unbeugsamen und zugleich Wortgewaltigen hätten aufbegehren sollen, um das Los zu verändern, doch wiederum nicht so beschaffen war, wie sie zu solchem Verhalten Voraussetzung gewesen wäre, schließt er dieses Kapitel mit folgendem Satz: »Unsere Achtundfünfziger (die politischen nichtkommunistischen Intelligenzler) wurden niemals allein gelassen. Gott behüt, daß sie einander in die Augen geblickt und plötzlich erkannt hätten, *wer* sie waren. Jene hellen Köpfe aber, jene flammenden Zungen und festen Herzen, die zu Anführern der Gefängnis- und Lagerinsassen hätten werden können – die hatten schon lange einen Sondervermerk in ihre Akte geschrieben bekommen, auf daß sie abgesondert, geknebelt, in Spezialisolatoren versteckt, in den Kellern erschossen würden.«

Dieser letzte Satz trifft haarscharf auf einen Mann zu, der nie in Gulag gelitten hat und der doch über zwanzig Jahre seines Lebens Gefangener eines kommunistischen Staatsapparates war, Kardinal Joseph Mindszenty.

Sein Bericht¹ entfaltet am Beispiel der eigenen Person nichts anderes als das, was Solschenizyn vom Schicksal der potentiellen Anführer gegen die Ordnung im Gulag sagt: versuche zu widerstehen, und man wird dich hindern zu versuchen zu widerstehen. Dabei ist nicht entscheidend, daß das durch die Feuer des Krieges, des Zusammenbruchs, der Okkupation gegangene Ungarn nicht das selbe ist wie eines der Strafgefangenenlager der Solowezki-Inseln, an der Kolyma oder auf Kamtschatka (wenn man auch aufmerksam zur Kenntnis nehmen sollte, was Solschenizyn über die Abhängigkeit eines Strafvollzugsystems von den allgemeinen politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen in

¹ Erinnerungen. Propyläen-Verlag, Berlin 1974. 439 S.

einem Land zu sagen hat). Nein: entscheidend ist für unsere Frage allein, wie schwierig es für einen Kenner wie Solschenizyn ist, die Voraussetzungen für einen erfolgreichen Widerstand gegen das unmenschliche System zu nennen. Daß er sich dabei verrennt, sich widerspricht, zeigt nur, was er letztlich auch eingesteht: es gibt keinen Widerstand (nur insoweit, als es dem übermächtigen System gefällt). Was es gibt, was möglich ist, ist die Würde des Geschundenen, seinem Schicksal, dem »ohnehin verspielten Leben« ins Auge zu sehen.

Man muß das bedenken, immer wieder bedenken. Nur dann kann man dem Zeugnis eines Mannes wie Mindszenty gerecht werden. Was soll denn das Maßnehmen an seinem Verhalten, seiner »Politik«, seinem Widerstand mit einem Maßstab, der für ihn nicht gültig sein kann? Die Vorwürfe, hätte er doch elastischer, flexibler operiert, weniger feudal-politisch, weniger paternalistisch-patriotisch und so fort?² Kriterien, mit denen man Erfolg und Mißerfolg von Politikern mißt, die in Brüssel Grenzausgleiche auszuhandeln haben, zählen in seinem Falle nicht, weil es in seinem Falle um mehr als um Interessen ging. Und auch Vergleiche etwa mit den Good-Will-Touren A. Casarolis oder Willy Brandts gegenüber dem System sind unstatthaft, weil Mindszenty von Anfang an Gefangener, potentiell Opfer der fremden politischen Macht in seinem Lande war. Nur ein Vergleich ist naheliegend und (vielleicht) zulässig: der zwischen der Situation der ungarischen Kirche mit der der polnischen Kirche und den beiden Häuptern dieser Regionalkirchen nach 1945 unter sowjetischer Herrschaft. Aber: Ist das Schicksal Wyszyńskis

² Vgl. die hämische Kritik in: »Die Zeit«, 29. 11. 74; behutsamer Árpád Horváth, in: »Herder-Korrespondenz«, 12 (1974), S. 645 bis 649.

bis 1956 wirklich anders gewesen als das Mindszentys? Und daß er heute noch residiert, glaubt jemand im Ernst, das sei ein Ergebnis seines taktischen Geschicks, seiner Elastizität, seines Approachs gegenüber den Sowjets? Die Antwort ist einfach: Es hat den Sowjets so gefallen – nicht mehr und nicht weniger.

Dies ist ja das ungeheuer Bedrückende am Lebensbericht des ungarischen Kardinals: daß auch entschlossenster Widerstand, Bereitschaft zur Preisgabe des Lebens, zum stellvertretenden Opfer, nichts, aber auch gar nichts vermag in der unmittelbaren Auseinandersetzung mit diesem Gegner: daß alles allein von ihm abhängt, daß seine Zielsetzungen immer nur begrenzt unterlaufen werden können, daß Veränderungen zum Positiven nur durch veränderte Konstellationen im Zentrum der Macht möglich werden, auf die der Einzelkämpfer keinen Einfluß hat. Er hat nur die Möglichkeit, sich selbst treu zu bleiben (und vielleicht nicht einmal das, wenn man an die Verheerungen durch Behandlungen mittels Pharmaka denkt).

Mindszentys Bericht muß unter diesen Vorzeichen gelesen und gewürdigt werden. Die Frage nach seinen Erfolgen, seinen Mißerfolgen, nach den Gründen für falsches und richtiges politisches Verhalten in seinem Leben, erweist sich als zweitrangig, wenn nicht als abwegig. Denn nichts wirklich Entscheidendes in seinem Leben findet seinen Ort im Raster des politischen Kalküls westlichen Denkens. Das Gesetz seines Lebens heißt: Scheitern oder ständig unmittelbar vorm Scheitern stehen in der Auseinandersetzung mit diesem System, wenn es um die Frage nach dem Menschen, nach Gott und der Kirche geht.

Franz Greiner